

Victoria Hegner:

Gelebte Selbstbilder. Gemeinden russisch-jüdischer Migranten in Chicago und Berlin, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2008, 247 S., ISBN: 978-3-593-38590-7, EUR 32,90.

(Walter Rothschild)

Als ich einem orthodoxen Kollegen erzählte, ich solle ein Buch lesen und darüber schreiben, ein Buch, das versucht, die Unterschiede der Lebenslagen zwischen russischen Juden in Berlin und Chicago nach deren Einwanderung nach 1989/90 zu analysieren, antwortete er ganz grob, „But that is quite simple! The Trash came here. Because over there you cannot just go to an Amt and say 'I am poor, you have to help me!' There, they have to work!“ Ich war ziemlich erschrocken, erkannte aber die Botschaft hinter seinen Worten: die "russischen Juden" hier in Deutschland seien nicht die frommen Ostjuden von früher, sondern nur Bettler, die keine grüne Karte, die die Einwanderung in die USA ermöglicht, bekommen konnten.

Ist dem wirklich so? Und was sind „russische Juden“? Man benutzt so oft diesen Terminus ohne zu unterscheiden zwischen Einwandern aus verschiedenen und sehr unterschiedlichen Teilen der ehemaligen Sowjetunion. Daher sind Versuche, die Unterschiede zu erklären und zu vergleichen, willkommen.

Victoria Hegner hat es gewagt, als Soziologin; für mich, als Rabbiner, der in mehreren Gemeinden Deutschlands tätig ist, eröffnet ihre Arbeit neue Perspektiven. Interessant für mich – wenn auch nicht direkt relevant – sind die Immigrationswellen in die USA oder die verschiedenen bürokratischen Phasen des „Flüchtlingsstatus“. Die USA sind auch kein „Land“, sondern (fast) ein Kontinent. Die 350.000 russischen Juden dort, die ca. 6% von den 6,1 Millionen Juden stellen, haben natürlich einen anderen Status als die russischen Einwanderer in Deutschland, die vielleicht 92% oder mehr von den 120.000 bis 170.000 Juden hier ausmachen. (S. 49, auch die Fußnoten S. 87f. Die Zahlen sind umstritten. Viele Gemeinden verfälschen ihre Mitgliedszahlen, weil sie ihre finanziellen Subventionen pro Kopf erhalten...)

Immigration in die USA wurde gefördert von Juden, die Schuldgefühle hatten, während es in Deutschland nicht-jüdische Politiker waren, die diese Schuldgefühle hatten und daher die Einwanderung befürworteten – während jüdische Politiker über Vertretungsrechte und die

Definition einer jüdischen Identität stritten. Dazu gab es auch die „feinen Unterschiede“ zwischen „Flüchtlingen“, die von Staatshilfe leben mussten, und „Einwanderern“, die sich selber unterstützen konnten. Zudem beschreibt Victoria Hegner, wie sich in Berlin keine „russisch-jüdische Neighborhood“ anbietet – die Gemeindefstrukturen sind zugleich zentralisiert und diffus, auch geographisch verstreut (S. 126). Die Stadt selbst erscheint politisch, aber nicht psychologisch wiedervereinigt.

Untersuchungsgegenstand der ethnographisch angelegten vergleichenden Studie für die Autorin sind die „nahezu zwei Millionen Juden[, die] ihrer ehemaligen Heimat Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten den Rücken gekehrt haben.“(S. 8) Bei ihrem Fokus auf die beiden Großstädte Chicago und Berlin vermissen ich etwas die Bearbeitung der Tatsache, dass so viele Einwanderer wenig oder kaum Einfluss darauf haben, für welchen Ort in Deutschland sie eine Aufenthaltserlaubnis bekommen können, für welches Bundesland oder für welche Stadt. Die Juden, die Berlin zugewiesen wurden, haben das „Glück“, in einer Großstadt mit ihren vielfältigen Möglichkeiten zu wohnen – und das schließt ein, ein differenziertes jüdisches Leben vorzufinden und sich nicht etwa auf eine einzige Synagoge hin orientieren zu müssen. Das Umfeld in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt oder Brandenburg zum Beispiel wäre ein anderes.

Wie schnell die jüdische Landschaft in zehn Jahren sich geändert hat (siehe S. 123) ist klar, auch die innerjüdischen Auseinandersetzungen über Definitionen und finanzielle Unterstützung sind ausführlich beschrieben, nur der Terminus „liberal“ bleibt, natürlich, schwer zu definieren. Dabei ist die Synagoge Pestalozzistraße keineswegs „liberal“ im Sinne von Gleichberechtigung der Geschlechter, auch die Synagoge Oranienburger Straße ist eher konservativ als liberal.

Am Ende bleiben natürlich Fragen – warum entwickeln sich die Menschen so unterschiedlich? Sind die Faktoren von innen oder von außen, individuell oder gruppenmäßig ausschlaggebend?

Sogar Rabbiner Puschkin aus Lübeck sagte bei einer Tagung in Frankfurt am Main im März 2009, dass die russischen Juden, die nach Israel oder Amerika auswanderten, „spürbare ideologische oder religiöse“ Einstellungen hätten – die nach Deutschland gezogenen Juden führten dagegen eher „pragmatische“ Gründe an, seien „nicht gekommen, um das Judentum zu suchen“, und viele fänden in der Synagoge mehr einen Treffpunkt, wo sie zufälligerweise dem Judentum begegnen, als einen Ort, wo sie ihr Judentum praktizieren könnten.

Wiederholt sich die Geschichte? Die Juden, die nach Deutschland einwanderten, übernehmen den traumatisierten Umgang mit den nichtjüdischen Nachbarn, die alle suspekt oder als geheime Antisemiten scheinen. Hegner schreibt, wie „[m]an mir in Berlin mehrheitlich mit

Zurückweisungen und Distanznahmen begegnete“ (siehe S. 135, Fußnote 262!), während sich in Chicago „eine geradezu gegensätzliche Situation“ (S. 27) vorfand. Weiter, „Juden leben hier [USA] in einem Land, das frei von traumatischen Erinnerungen ist. Dementsprechend freier und auch sicherer können sie sich in ihrem Judentum positionieren“ (S. 28) Ich denke dabei nicht nur an die deutsch-jüdische, sondern auch an die deutsch-russische Geschichte – jüdische Rentner, denen ich begegnet bin, reden gern von ihrer Zeit in der Roten Armee und wie sie Deutschland „befreit“ haben – eine Perspektive, die nicht von allen Deutschen, auch nicht nach der Wende, vertreten wird! Viele nichtjüdische Deutsche sehen mehr ein „Land der Opfer“ nach dem Krieg als ein „Land der Täter“ während des Krieges und haben es nicht gern, Russisch oder russische Akzente zu hören. Und die Juden selbst haben es nicht gern, erforscht zu werden, und sehen nur KGB-Spitzel hinter jedem, der fragt.

Das Buch ist gut, die Arbeit differenziert, die Statistik interessant – was die Zukunft bringen wird, wenn die älteren Sowjetbürger nicht mehr am Leben sein werden, bleibt natürlich ungewiss. Was wird von ihrem Einfluss auf das deutsche Judentum bleiben?

Am Ende dachte ich an Sammy Gronemanns Roman *Tohuwabohu*, der die Integrationsprobleme von Ostjuden und assimilierten Westjuden in Berlin vor dem Ersten Weltkrieg beschreibt. Vielleicht wird es erst in zwei Generationen möglich sein, zurück zu blicken und zu verstehen, was wirklich in diesen bewegten Jahrzehnten passiert ist.

Zum Autor:

Walter Rothschild, geboren 1954 in Großbritannien, lebt seit 1998 in Deutschland und ist Landesrabbiner von Schleswig-Holstein sowie u. a. Rabbiner für die liberalen jüdischen Gemeinden in Köln, Halle und Freiburg.